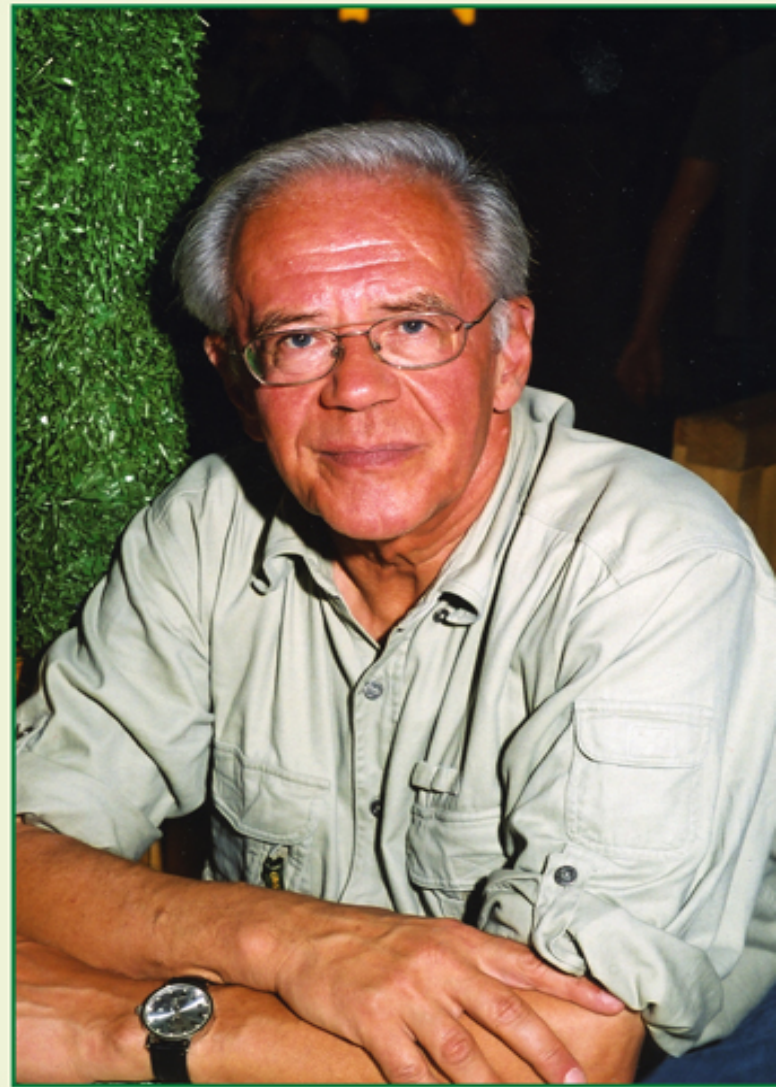


Wolfgang Stützle

WIE DAS LEBEN SO SPIELT



Stationen einer Reise von Baden
über Bayern nach Hessen

Inhalt

Einleitung

1. Kindheit
2. Jugend- und Schulzeit in Dogern
3. Die Höhere Handelsschule in Waldshut und die Banklehre bei der Volksbank Waldshut
4. Die ersten vier Jahre in München – Abendgymnasium
5. Die Studien in München, Kiel und London
 - 5.1 Heirat und unsere Söhne Rudolf und Norbert
 - 5.2 Der Endspurt des volkswirtschaftlichen Studiums
 - 5.3 Die ersten Schritte nach dem Diplomexamen
6. Die berufliche Tätigkeit bei der Deutschen Bundesbank vom 1. April 1968 bis 31. Oktober 2003
 - 6.1 Referendar bei der Landeszentralbank in Bayern, München
 - 6.2 Die erste Stelle bei der LZB-Hauptstelle Nürnberg
 - 6.3 Die Versetzung nach Frankfurt zur Hauptabteilung J
 - 6.4 Die erste Dienstreise in die Vereinigten Staaten von Amerika
 - 6.5 Jugendhauptschöffe am Amtsgericht Frankfurt am Main
 - 6.6 Aktivitäten im Sportclub Deutsche Bundesbank – Abteilung Tennis
 - 6.7 Von der Hauptabteilung J zur Hauptabteilung OR
 - 6.8 Die »drei Herren vom Geldofen«

6.9 Der Wechsel in die Bankenaufsicht

6.10 Spannende Jahre als Devisengeschäftsprüfer
im In- und Ausland

6.11 Devisengeschäftsprüfung in Berlin und Fall der
Mauer

6.12 Erweiterung der Devisengeschäftsprüfungen
auf alle Handelsgeschäfte

6.13 Ein überraschendes Urteil am Ende meiner
Berufstätigkeit

6.14 Internationaler Einsatz als Berater und
Seminartrainer

7. Aktivitäten im »Unruhestand«

7.1 Vortragstätigkeit und Autor bankaufsichtlicher
Artikel und Bücher

7.2 Die letzte Dienstreise nach Bangkok

7.3 Eine Hotelreise mit dem Rotel nach Myanmar

7.4 Mit dem Rollstuhl auf den Platz des himmlischen
Friedens in Peking

7.5 Ehrenamtliche Tätigkeit in unserer
Kirchengemeinde St. Anna, Braunfels

7.6 Das Engagement für die neue eurokritische
Partei

8. Unsortierte Gedanken über unsere Zukunft

Einleitung

Die Idee, eine Lebenserinnerung zu schreiben, entstand bei einem Besuch bei meiner Schwester in Bad Säckingen am 29. März 2009, einen Tag nach ihrem 55. Geburtstag.

Christel, Elisabeth und ich verbrachten einen gemütlichen Abend in der schönen Wohnung von Christel in der Rotkreuzstraße 11 und ich kam unwillkürlich ins Erzählen von Geschichten aus der Jugendzeit. Christel hatte natürlich meine Kindheit und frühe Jugendzeit nicht selbst erleben können, da sie erst 1954 in Waldshut geboren wurde und ich damals schon 16 Jahre alt war.

Beim Erzählen diverser Erlebnisse hatte ich unwillkürlich den Eindruck, dass mir am Ende eines erzählten Ereignisses sofort ein neues Erlebnis einfiel, das ich eigentlich schon längst vergessen glaubte. Auch das war ein Hinweis, dass es jetzt mit über 70 Jahren vielleicht doch ganz nützlich sein könnte, einige Erinnerungen an die verflossenen sieben Jahrzehnte aufzuschreiben. Dazu kommt, dass es mir gelungen war, aus einem Autorenvertrag auszusteigen, der mich die nächsten Monate wieder viel Zeit gekostet hätte. Ich hatte mich nämlich verpflichtet, als einer von zehn Autoren an einem schriftlichen Lehrgang »Aufsichtsrecht kompakt« des Management Verlags teilzunehmen und habe die Lektion 10 »Verantwortlichkeiten von Vorständen und Führungskräften« bearbeitet. Der gesamte Lehrgang sollte nun schon in die vierte Auflage gehen und hätte mich, obwohl ich damals schon fünf Jahre pensioniert war, einfach zu viel Zeit an Recherchearbeit in Bibliotheken und Fachbüchereien gekostet. Außerdem hatte ich den Eindruck,

dass meine Lektion, die insbesondere auf die Markt- und Bonitätsrisiken der Kreditinstitute eingeht und Aspekte einer verantwortungsvollen Unternehmensführung behandelt, nicht von den eigentlichen Mitverursachern der Finanzkrise, den Managern, gekauft, gelesen und studiert wurde. Es ist mir auch klar, dass ich lange nicht der Einzige war, sondern einer von vielen, der frühzeitig auf die enormen Risiken hingewiesen hat, die letztendlich zur Finanzkrise in 2008 und der späteren Verschuldungskrise geführt haben. Im Verein mit den vielen Skeptikern und Warnern konnte ich leider nicht verhindern, dass die in den USA praktizierte extrem unverantwortliche Beleihungspraxis am Immobilienmarkt und die damit verbundene Weitergabe der Kreditrisiken durch die US-Investmentbanken an die risikobereiten, unvorsichtigen Käufer dieser toxischen Wertpapiere in aller Welt mit in den Strudel der Finanzkrise gerissen wurde. Die dubiose Rolle der Ratingagenturen bei der Bewertung der verpackten Kreditrisiken, die sie mit der besten Benotung versehen hatten, kann nicht genug angeprangert werden. Eine Schande ist, dass diese privaten Agenturen für ihr Fehlverhalten nicht belangt werden können, da sie »nur« ihre private Meinung abgegeben haben. Besonders schmerzhaft war, dass auch die Kollegen Notenbanker in den USA durch die jahrelange Niedrigzinspolitik eine große Portion Mitschuld an der weltweit um sich greifenden Wirtschafts- und Finanzkrise auf sich geladen haben. Über das Ausmaß des weltweit angerichteten Schadens in Billionenhöhe staune ich eigentlich immer noch und hätte diese in diesem Ausmaße nie und nimmer erwartet.

Der schriftliche Lehrgang wurde von der Firma Management Circle GmbH in Eschborn für einen hohen Preis von 1.750 Euro angeboten. Dieser Preis hat sicher viele potenzielle Käufer abgehalten. Ich gebe zu, dass mich einige Reaktionen auf meine Lektion gefreut haben; so wurde mir

in einem Schreiben vom 30.11.2007 von Management Circle Edition mitgeteilt, dass die Lehrgangsteilnehmer meiner Lektion für Inhalt, Aufbau/Verständlichkeit und Qualität der Übungsaufgaben überwiegend die Bewertungen »sehr gut« und »gut« gegeben haben. Dies sind, ich gestehe das freimütig, Bewertungen, die ich in meiner langen schulischen und universitären Laufbahn sowie in der Referendarzeit fast nie erreicht habe. Außerdem hat mich ein Schreiben des sehr bekannten Frankfurter Bankiers und Frankfurter Ehrenbürgers Friedrich von Metzler vom 10. Februar 2009 gefreut, der mir Folgendes geschrieben hatte:

»Auf die Lektüre des Buches bin ich gespannt. Schon das erste Durchblättern hat mich neugierig gemacht. Es freut mich, dass Ihnen meine Aussagen im Gespräch mit der ‚Frankfurter Allgemeinen Zeitung‘ zugesagt haben. Schön, dass wir in dieser so wichtigen Frage übereinstimmen.« Friedrich von Metzler und seine Familie haben übrigens im Jahre 2002 ein grausames Schicksal erlitten, da der elfjährige Sohn Jakob von einem Frankfurter Studenten entführt wurde, um Geld zu erpressen, und wenige Tage nach der Entführung umgebracht wurde. Die Tat hat damals in ganz Deutschland großes Entsetzen verursacht und das Mitgefühl mit der Familie Metzler war überwältigend (was natürlich nur ein schwacher Trost ist, wenn man seinen geliebten Sohn auf diese schreckliche Art verliert). Im Jahr 2012 wurde dieser Fall in einem Film verarbeitet und im Fernsehen gezeigt. Das damalige Verbrechen hat auch zehn Jahre danach viele Menschen erschüttert.

Mit den Formulierungen an meinen Lebenserinnerungen habe ich eine mehrjährige Pause eingelegt, da ich mit meinen Aufgaben als Ehemann meiner gesundheitlich recht angeschlagenen Ehefrau, als begeisterter Opa und als zeitweiliger Autor von bankaufsichtlichen Buchbeiträgen sowie meiner ehrenamtlichen Tätigkeit als Verwaltungsrat und Mitglied des Ortsausschusses unserer Kirchengemeinde

St. Anna in Braunfels ziemlich beschäftigt war. Elisabeth hat in den letzten Jahren mit bewundernswerter Energie und Ausdauer ihre Krebserkrankungen und die verschiedensten orthopädischen Operationen nach ihrem Fahrradunfall in 1997 überstanden und zögert naturgemäß z. Zt. mit der Entscheidung, sich einer weiteren OP im Lendenwirbelbereich zu unterziehen. Sie hat neulich mal nachgerechnet, wie viele Operationen sie bereits überstanden hat, und kam auf die fast unglaubliche Zahl von 21. Es muss nun nicht auch noch die 22. OP sein!!!

Ich habe vor wenigen Tagen meinen 76. Geburtstag gefeiert und fühle mich selbst eigentlich noch recht gesund. Erst neulich hat mich unser jüngster Enkel, der pfiffige Jan Christof (9), gefragt, wie alt ich bin. Als ich ihm dann mein Alter verriet, antwortete er ganz trocken: »Aber doch noch ganz schön fit!« Er hat z. Zt. wenigstens wohl nicht unrecht, da ich seit meiner Pensionierung dreimal in der Woche ins Fitnessstudio gehe und dort meinen Kreislauf und die Muskeln trainiere. Am Montagabend besuche ich noch einen Yogakurs und komme alle zwei Wochen in einem Tennisdoppel zum Einsatz. Danach werden allerdings die verbrauchten Kalorien beim Stammtisch im Solmser Hof bei leckerem griechischem Essen und alkoholfreiem Weißbier wieder vollständig ersetzt. Wasu, die nette Wirtin des gemütlichen Restaurants, freut sich immer, wenn nicht nur die ermüdeten Tennisspieler ankommen, sondern auch die ehemaligen Sportfreunde, die den Tennisschläger nicht mehr so kräftig führen können, auch gelegentlich dazukommen und mitdiskutieren. Es freut uns doch sehr, dass unser Youngster Alex mit seinen 35 Jahren unser Tennisspielen nicht zu langweilig findet und immer mit Begeisterung dabei ist. Gelegentlich muss er sogar gegen ein gutes Doppel »alter Hasen« eine Niederlage einstecken und verzichtet dann »zur Strafe« nach dem Tennisspielen beim Stammtisch auf das leckere griechische Essen!

Elisabeth ist natürlich auch der Meinung, dass ich so lange wie möglich fit bleiben sollte, da ich sie ja häufig zu den verschiedensten Ärzten, zu Klinken, zu den Physiotherapeuten nach Braunfels, Weilburg, Wetzlar und Frankfurt fahren muss. Ohne Auto wären wir in unserem Wohngebiet in der Wintersburg in Braunfels tatsächlich ganz schön aufgeschmissen. Trotz aller Einsätze sind meine privaten Interessen nicht zu kurz gekommen. Im Mai des Jahres 2012 habe ich beispielsweise den Katholikentag in Mannheim besucht und dort ohne großen Plan viele Veranstaltungen besucht. Die sehr zahlreichen Reformgruppen wurden übrigens vom Regensburger Bischof Müller am Ende des Kirchentages als »parasitäre Existenzen« bezeichnet. Eine Bezeichnung, die für einen großen Teil der Besucher des Kirchentages nur als Beleidigung ihres eigenen Gewissens aufgefasst werden konnte. Bischof Müller wurde nun vor einigen Wochen von Benedikt XVI. zum »Chefinquisitor« des Heiligen Stuhls in Rom ernannt. Es fällt mir dazu nur ein: Man hat den Bock zum Gärtner gemacht. Wann können wir denn wieder mal mit aufgeschlossenen, liberaleren Päpsten wie Johannes XXIII. oder Bischöfen wie Franz Kamphaus aus Limburg rechnen? Nach dem Rücktritt von Benedikt XVI. im Februar 2013 ist jetzt tatsächlich ein neuer Papst gewählt worden, der zwar einige konservative Grundüberzeugungen hat, aber in seinem Stil und Auftreten der Kirche ein neues Gesicht gibt. Der ehemalige Kardinal von Buenos Aires, nunmehr Papst Franziskus I., gibt vielen der 1,3 Mrd. Katholiken in aller Welt die Hoffnung, dass sich in den verkrusteten Strukturen der Kirche doch vieles ändern könnte. Die ersten Gesten und Taten in den Tagen nach seiner Wahl Ende März 2013 geben Anlass zu großen Hoffnungen! Kurz vor dem Weihnachtsfest vor wenigen Tagen (Dez. 2014) hat er in einer bemerkenswerten Rede vor der Kurie den anwesenden Kardinälen die Leviten gelesen und dabei eine Mängelliste von 15 Punkten

vorgetragen, die den Würdenträgern bestimmt lange in den Ohren klingen werden!

Vor zwei Jahren habe ich rein zufällig auf dem Katholikentag in Mannheim die Schwester des wiedergewählten amerikanischen Präsidenten Barack Obama, nämlich Frau Dr. Auma Obama, kennengelernt. Ich bin verspätet in eine Podiumsveranstaltung mit dem Thema »Hunger in der Welt« geraten und wunderte mich, dass die relativ junge, bildhübsche schwarze Frau mit Frau Obama angesprochen wurde und in einem perfekten Deutsch sehr kompetente Diskussionsbeiträge beigesteuert hat. Erst als ich nach Ende der Veranstaltung ihr Buch »Das Leben kommt immer dazwischen« gekauft habe und sie es signiert hat, erfuhr ich, dass sie die Schwester von Barack Obama aus der ersten Ehe ihres gemeinsamen Vaters ist. Ich wurde übrigens nach der Signierung ihres Buches von einer Radioreporterin interviewt und habe Frau Obama nicht nur fachlich gelobt, sondern auch ihre perfekten Deutschkenntnisse herausgehoben. Ihre Biografie ist seit Langem wieder mal ein Buch, das ich nicht nur – wie sonst üblich – angelesen, sondern vollständig durchgelesen habe. Es ist spannend geschrieben! Ihren Bruder Barack und seine Frau Michelle hat Auma übrigens erst in den späten Achtzigerjahren in Chicago kennengelernt, als er noch in Chicago als Sozialarbeiter arbeitete. Der gemeinsame Vater von Barack und Auma Obama hatte übrigens in den USA eine weitere Frau, die Anthropologin Ann Dunham, geheiratet. Die Mutter von Barack Obama ist bereits 1995 an Krebs gestorben. Schon beim ersten Zusammentreffen mit Barack Ende der Neunzigerjahre hat Auma ihren Bruder und seine Frau Michelle sofort in ihr Herz geschlossen und hat ihn schon bei der ersten Präsidentschaftskampagne im Jahre 2008 intensiv unterstützt und hat natürlich an den Feierlichkeiten in Washington zu seiner Einführung als 26. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika als

Ehrengast teilgenommen. Auch vier Jahre später hat sie ihn bei seiner Wiederwahl als Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika kräftig unterstützt.

Beim Lesen des Buches von Dr. Auma Obama habe ich erst verstanden, warum die Schwester des amerikanischen Präsidenten auf der Podiumsdiskussion in Mannheim so perfekt Deutsch gesprochen hat und auch fachlich ausgesprochen kompetent war. Sie ist nämlich mit 18 Jahren nach Abschluss einer Highschool in Nairobi (ohne Zustimmung ihres Vaters, mit dem sie sich verkracht hatte) nach Deutschland gereist und über Frankfurt am Main zuerst nach Saarbrücken gefahren, um Deutsch zu lernen. Anschließend hat sie in Heidelberg Germanistik studiert und danach an der Universität Bayreuth sogar noch promoviert.

Im Zusammenhang mit dem Katholikentag hatte ich noch ein berichtenswertes Erlebnis. Zur Vorbereitung des am 12. Oktober 2012 geplanten 50. Abitur-Jubiläums in München hatte ich nämlich von unserem Klassensprecher Herbert Schmitz den Auftrag erhalten, einen als verschollen geltenden Schulkameraden ausfindig zu machen. Ich hatte dies in den vergangenen Jahrzehnten schon ein paar Mal versucht und war immer gescheitert. Ich wollte ihn sogar einmal in unserer gemeinsamen Heimat anlässlich eines Besuches bei meiner Mutter in Bad Säckingen persönlich aufsuchen und ihm die Einladung zum 25. Abi-Jubiläum überbringen. Der Inhaber des ehemaligen Café und Konditorei Rößler in Waldshut, jetzt eine Art Pizzeria, hatte keine Ahnung, wo die Familie meines Schulfreundes Peter Rößler hingezogen war. Auch Nachfragen bei Nachbarn in der Kaiserstraße in Waldshut brachten nichts ein und ich gab damals die Suche auf. Durch den Suchauftrag aus München habe ich dann einfach das Einwohnermeldeamt in Waldshut angemalt und um Auskunft gebeten. Völlig überraschend teilte die Behörde mir die Adresse von Peter

mit (da die strengen Bestimmungen des Einwohnermeldegesetzes in 2010 gelockert wurden). Es war eine Adresse in Heddesheim. Mit diesem Ort konnte ich allerdings nichts anfangen und wusste auch nicht, wo der Ort lag; habe ihn mir aber in mein Notizbuch geschrieben. Da ich während des Katholikentages in Weinheim wohnte, musste ich immer mit dem Zug nach Mannheim fahren. Am zweiten oder dritten Tag sah ich beim Einsteigen in den Zug zufällig ein Schild »Heddesheim 4 km«. Ich traute meinen Augen nicht und beschloss, am nächsten Tag so früh wie möglich Peter aufzusuchen (telefonisch war er nicht zu erreichen). Um 9 Uhr klingelte ich an der Haustür und Peter öffnete mir und wir sahen uns so ungefähr nach 50 Jahren das erste Mal wieder. Ich war ja auf die Begegnung vorbereitet, aber bei Peter dauerte es naturgemäß doch etwas länger. Als er mir dann noch unter der Tür schilderte, dass Thea, seine Frau, schon im Jahre 1999 gestorben war und auch seine spätere Lebenspartnerin im November 2011 nach einer Nierenkrankheit gestorben ist, war das Eis gebrochen und wir unterhielten uns fünf Stunden über unsere vergangenen Erlebnisse und Schicksale. Sein Vorhaben, zu dem Klassentreffen zu kommen, hat Peter dann allerdings krankheitsbedingt absagen müssen.

Nach dieser kurzen Replik auf die jüngste Vergangenheit möchte ich nun einige Erinnerungen und Fakten aus meiner Kindheit schildern:

1. Kindheit

Am 23. Oktober 1938, genau um 23.55 Uhr, wurde ich als erstes Kind meiner Eltern Rudolf Stützle und Frieda Stützle, geb. Reith, in Freiburg/ Breisgau geboren. Auf den letzten Drücker war es mir also gerade noch gelungen, als Waage-Geborener das Licht der Welt zu erblicken. Meine Patentante war die Schwester meines Vaters, wir nannten sie immer liebevoll Gotti. Mein Patenonkel war der Bruder meines Vaters, Onkel Heiner. Nachdem Gotti schon vor vielen Jahren an Darmkrebs verstorben war, ist Onkel Heiner erst vor zwei Jahren (2013) in seinem 95. Lebensjahr in Freiburg verstorben. Er hat sein Leben lang in der Konradstraße 12 gewohnt. Leider war Onkel Heiner vor einigen Jahren erblindet, nachdem die jahrelange Behandlung der trockenen und feuchten Makuladegeneration an den beiden Augen leider doch nichts mehr gebracht hat. Nach einem leichten Schlaganfall, den er bei der Taufe eines Urenkelkindes erlitten hatte, hatte Onkel Heiner wieder gehen, schlucken und sprechen gelernt. Ich habe nun die Hoffnung bei einem so betagten Onkel, dass ich von der Stützle-Linie auch einige langlebige Gene mitbekommen habe.

Nach dem Umzug meiner Eltern Anfang der Vierzigerjahre nach Dogern kam am 15. August 1940 mein Bruder Peter und am 25. Mai 1942 mein Bruder Walter im Waldshuter Krankenhaus zur Welt. Mein Vater hatte die berufliche Chance ergriffen, vom Schluchseewerk in Freiburg zum Rheinkraftwerk Albruck-Dogern als kaufmännischer Angestellter zu wechseln.

Es gibt keinen Weg zum Frieden.
Der Frieden ist der Weg!

Unsere erste Wohnung in Dogern war im ersten Stock des Rathauses und meine erste bewusste Erinnerung daran war ein Besuch eines befreundeten Ehepaares meiner Eltern. Ich konnte damals den Namen des Nazi-Propagandaministers Dr. Goebbels nicht richtig aussprechen und babbelte so was Ähnliches wie »Goggel Bebbis« vor mich hin, was meine Eltern und die Besucher zum Lachen brachte. In Erinnerung habe ich aber vor allem die gegen Ende des Krieges ab Januar 1945 beginnenden häufigen Bombardements, deren Getöse aus Richtung Westen in das kleine verschlafene Dorf Dogern drangen, aber in unserem kleinen Ort mit damals ca. 800 Einwohnern keinen größeren Schaden angerichtet haben. Ein paar Wochen später, es muss so um Mitte Mai 1945 gewesen sein, fand dann der Einmarsch Französischer Soldaten nach der Kapitulation Deutschlands im Zweiten Weltkrieg in der Form der Besetzung des kleinen Ortes mit Panzern der französischen Armee, aber ohne Blutvergießen und Widerstand des »Volkssturms« statt. Es dauerte nach meiner Erinnerung nur wenige Tage und meine Brüder und ich sowie die mit uns befreundeten Kinder unserer Nachbarn, der Jehles, krabbelten mit wachsender Begeisterung auf den Panzern unserer Erbfeinde herum, und wir bekamen von den französischen Soldaten bald Schokolade und Südfrüchte geschenkt, die uns hervorragend geschmeckt haben. Diese Entwicklung zeigt uns, wie kleine Kinder das Eis brechen können, das in den Köpfen und Herzen der Menschen feindlicher Völker über Jahrhunderte eingepflanzt war.

Eine andere Erinnerung war die übliche Inbesitznahme von Wohnungen durch die Besatzungsmacht. Eines Tages klingelte ein jüngerer Offizier der französischen Armee (ca. 25 Jahre) mit drei oder vier Soldaten im Schlepptau an

unserer Tür. Da meine kranke Mutter nicht öffnete, ging ich – damals sechs Jahre alt – an die Haustür und öffnete die Tür. Der Offizier sah mich streng an und redete auf Französisch auf mich ein, was mich naturgemäß doch etwas verwirrte, da ich kein Wort verstand. Ich holte dann doch meine Mutter und auch meine beiden Brüder Peter (4) und Walter (2) eilten herbei und begleiteten unsere kranke Mutter, die erst wenigen Monate vorher in Straßburg an einem Gehirntumor operiert worden war, an die Haustür, um die ungewöhnliche Szene zu verfolgen. Meine Mutter erkannte sofort den Ernst der Lage, löste den Verband auf ihrem Kopf und zeigte dem Offizier die Operationsnarbe und die Delle in ihrem Schädel, die nur mit der Kopfhaut bedeckt war. Bei der OP wurde nämlich ein Teil des Schädelknochens nicht mehr eingesetzt, da man offensichtlich weitere Operationen befürchtete und nicht mehr in die Knochensubstanz eingreifen wollte. Ob diese Interpretation der Wirklichkeit entsprach, kann ich nicht mit Sicherheit behaupten. Vielleicht habe ich mir diese Version auch später durch viele Gespräche und die daraus folgenden Erklärungen einfach so angeeignet.

Die Reaktion des Offiziers und seiner Soldaten auf die Handlungsweise meiner Mutter war für mich doch einigermaßen überraschend. Wenn ich die Gesten der unbetenen Besucher und den Ton der fremden Sprache richtig interpretiere, ließ der Offizier plötzlich von seinem Vorhaben ab, die Wohnung zu requirieren, entschuldigte sich, schlug die Hacken zusammen und verließ unsere Wohnung mit Genesungswünschen für meine Mutter und ihre drei kleinen Kinder. Eine solche Interpretation dürfte nicht unrealistisch sein, da wenig später an der unteren Glastür, dem Haupteingang zur Wohnung, in roter Schrift in französischer Sprache offensichtlich ein Befehl des örtlichen französischen Kommandanten formuliert war, dass es französischen Soldaten verboten war, unsere Wohnung nochmals zu betreten. Wir wurden in den nächsten Wochen und Monaten auch kein einziges Mal belästigt. Im Gegenteil:

Die Kommunikation zwischen den vielen spielenden Kindern und den französischen Besatzungssoldaten auf der Wiese vor dem Rathaus und dem Gasthaus Leber wurde immer freundlicher und herzlicher. Viele Besatzungssoldaten dachten wahrscheinlich auch an ihre eigenen Kinder zu Hause in Frankreich?

Es muss so etwa um 1947 oder 1948 gewesen sein, als ich ernstlich erkrankte. Ich weiß nur noch, dass ich tagelang hohes Fieber hatte und wochenlang das Bett hüten musste. Später haben mir meine Eltern erzählt, dass ich eine lebensgefährliche Hirnhautentzündung hatte und sie mit dem Schlimmsten rechneten. Ich kann mich noch an die Tabletten mit dem Logo »Bayer Leverkusen« erinnern, die ich täglich einnehmen musste und die mich wahrscheinlich vor größeren Schädigungen bewahrt haben. Vielleicht wurde damals schon mein Immunsystem trainiert, denn ich habe in meinem bisherigen Leben nur ganz selten eine Infektionskrankheit erleiden müssen. Wenn mich Elisabeth schimpft, dass ich manchmal unmöglich reagiere, verweise ich auf die eventuellen Spätfolgen dieser Krankheit mit den Worten: »Vielleicht habe ich damals doch einen kleinen Dachschaten abbekommen.« Jahrzehnte später habe ich noch zweimal lebensgefährliche Situationen überstanden, und zwar einen Genickbruch bei einer Bergwanderung im Karwendelgebirge und einen Schuss aus einer Pistole im Amtsgericht Frankfurt, als ich als Jugendhauptschöffe im Einsatz war.

Nachzutragen ist die Krankheitsgeschichte meiner Mutter. Mitten im Krieg, nämlich im Jahre 1944, wurde meine Mutter von dem einzigen Operateur in Straßburg, der noch Zivilpersonen behandelte, an einem Gehirntumor operiert. Mein Vater wurde durch die Krankheit meiner Mutter immer wieder vom Militärdienst zurückgestellt, sodass er sich so gut wie möglich neben seinem Beruf um uns kleine Kinder

kümmern konnte. Nach der OP kannten die Nazis aber keine Rücksicht mehr und mein Vater wurde doch noch zum Militär eingezogen und in Frankreich eingesetzt. Um uns kümmerten sich dann überwiegend Pflichtjahrmädchen, die zu Tausenden von den Machthabern eingesetzt wurden, um die schwierigen familiären Verhältnisse in den Kriegsjahren doch einigermaßen in den Griff zu bekommen. Mein Vater überstand Gott sei Dank den Krieg lebend und wurde 1946 nach einem Jahr in französischer Gefangenschaft entlassen. Sein erster Weg führte ihn nach Meißenheim, dem Heimatdorf meiner Mutter, wo er völlig abgemagert und in Holzschuhen steckend seine kleinen Kinder und seine kranke Frau in die Arme schließen konnte. Wir sind danach alle wieder nach Dogern gefahren und haben dort wieder versucht, ein normales Leben zu führen. Meiner Mutter ging es aber immer schlechter und schlechter. Der Professor in Straßburg hatte meinem Vater nach der Gehirnoperation gesagt, dass er der Patientin nur noch eine Lebenschance von einem Jahr gibt. Der unbedingte Überlebenswille meiner Mutter und die Sorge für ihre drei kleinen Kinder haben ihr aber offensichtlich übermenschliche Kräfte verliehen und sie hat diese medizinische Prognose um fünf Jahre überlebt und ist dann nach einem mehrjährigen Martyrium 1950 verstorben. Ich kannte meine Mutter also bewusst nur als schwer kranke Frau und meinen Brüdern ging das natürlich genauso, da sie ja zwei bzw. vier Jahre jünger waren als ich. Sie lag fast immer im Bett und hatte fürchterliche Kopfschmerzen. Die beginnenden Lähmungen der Beine und des Körpers schritten immer mehr voran. Ich kann mich noch gut erinnern, dass dreimal am Tag eine Krankengymnastin zu uns in die Wohnung kam und meiner Mutter die Schmerzen durch intensives Massieren vom Kopf an der Wirbelsäule entlang nach unten milderte.

Sie sagte immer zu uns, die Tante Elise zieht mir die Schmerzen aus meinem Kopf heraus. Für uns war die Krankengymnastin ein Engel, da sie alleine in der Lage war,

das Leiden unserer Mutter zumindest zeitweise zu mildern. Die Krankheit und die Lähmungen schritten aber immer weiter fort, bis sie im Jahre 1950 dann doch von ihren Leiden erlöst wurde. Ich kann mich noch gut erinnern, dass ich an ihrem Sterbetag bei einer Veranstaltung im Dorf war und dort dann die Mitteilung erhalten habe, ich möge nach Hause kommen; es wäre was Schlimmes passiert. Als ich zu Hause angekommen war, eröffnete mir mein Vater die schreckliche Nachricht und ich konnte mich lange nicht beruhigen, da ich meine kranke Mutter doch sehr geliebt hatte. Meinen Brüdern ging es sicherlich ähnlich, aber Peter war erst neun und Walter erst sieben Jahre alt, sodass ich mit elf Jahren vielleicht doch den größten Schmerz und Verlust verspürte. Ich kann mich noch an die Beerdigung auf dem Dogerner Friedhof erinnern und an die vielen Beileidsbekundungen mir meist unbekannter Menschen.

Ich wurde immer wieder gefragt, warum eigentlich meine Mutter eine solch schwere Krankheit erleiden musste. Eine vielleicht plausible Erklärung blieb mir haften: Meine Mutter war einmal auf dem Bauernhof ihrer Eltern in Meißenheim bei der Ernte als junges Mädchen im Heuschober aus einer Höhe von ca. fünf bis sechs Metern kopfüber auf den harten Boden gestürzt und hatte sich damals erhebliche Verletzungen zugezogen. Unter Umständen waren bei diesem Sturz im Gehirn irgendwelche Quetschungen entstanden, die nach Jahren mit ursächlich für die Entwicklung des Gehirntumors gewesen sein könnten? Ob diese Interpretation eine realistische Erklärung sein kann, bleibt für immer ein Rätsel.

Meine Erinnerungen an Dogern waren aber nicht nur durch das Schicksal meiner Mutter geprägt. Ich habe auch viele erfreuliche Ereignisse erleben dürfen die vor allem durch die Freundschaft mit den Kindern unserer Nachbarn, der Familie Jehle, herrühren. Insbesondere mit Alfons, der nur zwei Jahre älter war als ich, verband mich eine richtige

Bubenfreundschaft, die auch mit Streichen garniert war. Aber auch mit Richard, Winfried und Burgi war ich sehr oft zusammen. Gerhard und Johanna waren schon etwas älter und mussten uns ab und zu in unserem Tatendrang etwas dämpfen. Mit allen meinen Jehle-Freunden habe ich viele Spiele gemacht, wie beispielsweise »Blindekuh«, »Mensch ärgere dich nicht« usw. usw. Immer wenn es mir zu Hause zu langweilig wurde, ging ich stiften und landete bei Jehles, bei denen immer was los war. Die Jehle-Eltern waren sehr verständnisvoll und hatten zudem ein großes Haus, in dem wir genügend Platz zum Spielen hatten. Vater Jehle war Ratschreiber im Ort und hat mit Bürgermeister Agster seine Dienstgeschäfte im Erdgeschoss des Rathauses getätigt. Den ersten Stock des Rathauses und den Speicher hatten meine Eltern gemietet. Mutter Jehle war eine Seele von Mensch und sorgte immer dafür, dass wir nicht verhungerten und verdursteten. Sie hatte übrigens in einem Nebenraum des Hauses einen großen Brutkasten, aus dem aus Hühnereiern nach einigen Tagen viele Küken schlüpften. Ich habe immer mit großem Interesse die Geburt der Küken verfolgt und konnte mich nicht sattsehen daran, wie die kleinen Knäuel die Eierschalen aufpickten und ruckizucki das Licht der Welt erblickten.

Ein Bubenstreich ist mir noch lebhaft in Erinnerung geblieben, der auch bei den selten gewordenen Treffen mit Alfons in Dogern immer wieder aufgefrischt wird. Ein Streich, der auch meine Eltern unter Umständen eine Menge Geld kosten und erheblichen Ärger hätte verursachen können. Es muss kurz nach dem Krieg gewesen sein: Mein Vater hatte nach seiner Rückkehr aus französischer Gefangenschaft in der Nähe unserer Wohnung einen Kleingarten gepachtet, wo er Gemüse, Kartoffeln, Salat und Beeren angepflanzt hatte. Bekanntlich war die Versorgung mit Lebensmitteln nach dem Krieg alles andere als optimal. Wir haben oft Hunger gelitten und meine Mutter hatte alle

Mühe, die hungrigen Mägen ihrer drei Söhne einigermaßen voll zu kriegen. Es gab natürlich kaum Fleisch oder Wurst, aber immerhin meist genügend Kartoffeln, die dann mit wenig Fett gebacken doch ein schmackhaftes Essen darstellten. Der Gemüsegarten meines Vaters war in dieser Zeit also eine absolute Notwendigkeit, um etwas Abwechslung in den dürftigen Speiseplan zu bringen.

Eines Tages, es kann 1947 oder auch 1948 gewesen sein, hatte er sein Feuerzeug im Garten verloren und mich beauftragt, am nächsten Tag danach zu suchen. Da mein Vater tagsüber als kaufmännischer Angestellter des Rheinkraftwerks Albrück-Dogern in Albrück gearbeitet hat, kam er immer erst spät nach Hause. Es war also ganz normal, dass er mich, als ältesten Sohn, tagsüber mit kleinen Aufgaben betraut hat. Es war ein sehr heißer Sommer und es hatte wochenlang nicht geregnet. Ich habe also das Feuerzeug relativ schnell gefunden und es Alfons und meinem Bruder Peter gezeigt. Wer nun letzten Endes auf die Idee gekommen ist, mit dem Feuerzeug auf den »Rüttibuck« zu steigen, einen Hügel nördlich des Ortes, weiß ich allerdings nicht mehr. Auf jeden Fall kamen wir drei Steppkes am Waldrand des kleinen Berges an und sahen dort sehr viel trockenes Laub liegen. Der Teufel hat uns geritten, denn wir beschlossen, das Laub zu einem großen Haufen zusammenschieben. Wer nun die eigentliche Idee hatte, den Haufen anzuzünden, weiß ich auch nicht mehr genau. Auf jeden Fall war ich derjenige, der zuerst versucht hat, den Brand zu löschen, als die Flammen immer höher loderten. Es gab aber keine Chance, das Feuer einzudämmen, das Laub brannte wie Zunder! Mein Getrampel am Rande des Haufens brachte gar nichts. Allmählich wurde es den anderen beiden doch auch etwas mulmig, die Angst, dass das Feuer auch auf das trockene Buschwerk und den angrenzenden Wald überspringen konnte, wurde immer größer. Ich kann mich nur noch erinnern, dass wir drei Helden auf einmal

auseinanderstoben und jeder in eine andere Richtung lief. Ich lief nach unten zum erstbesten Bauernhof, packte eine Büchse, füllte sie mit Wasser und stapfte den Berg wieder hoch. Oben angekommen, waren in der Büchse natürlich nur noch ein paar Tropfen Wasser und der Löscheffekt war gleich null. Aus Verzweiflung rannte ich den Berg wieder hinunter und kroch bei dem Bauernhof in eine Hundehütte und beäugte aus der Ferne den nun kräftig brennenden Wald. Lange hielt ich es in der Hundehütte nicht aus und rannte zum Rathaus, wo ich den Bürgermeister Agster und den Ratschreiber Jehle (also den Vater von Alfons, dem anderen Übeltäter) in ihrem Dienstzimmer mit den Schreien »Der Wald brennt, der Wald brennt« aus ihren Dienstgeschäften aufschreckte. Die beiden würdigen Herren guckten mich zuerst ganz perplex an, folgten mir dann aber nach draußen und konnten aus der Ferne dann die lodernden Flammen sehen, die den gesamten Wald zu vernichten drohten. Unser Glück war, dass damals auf dem Rüttibuck noch Wein angebaut wurde und noch einige Weinbauern in den Weinbergen arbeiteten. Sie nahmen ihre Hacken und Spaten und versuchten die Brandflächen einzukreisen, indem sie Gräben aushoben und so ein Übergreifen auf noch weitere Waldflächen vermieden. Die alarmierte Feuerwehr hat dann das Schlimmste verhindert.

Ein paar Tage später wurden die drei kleinen Übeltäter offiziell aufgefordert, in das Dienstzimmer des Bürgermeisters zu kommen, wo schon die beiden Ortsgewaltigen auf uns warteten. Es wurde uns bedeutet, dass wir nun unsere Strafe zu erwarten hätten. Wir mussten uns der Reihe nach vor dem im Dienstzimmer befindlichen Kreuz aufstellen und zur Strafe ein Vaterunser beten, damit wir ja nicht mehr ein solch fürchterliches Verbrechen begehen. Wir waren uns also unserer Schuld bewusst und beteten inständig das Vaterunser. Ungefähr in der Mitte unseres Bußgebetes hörte ich von hinten ein undefinierbares, leises, gackerndes Geräusch, blinzelte in

die Richtung der beiden Ortsgewaltigen und sah, wie die beiden sich vor Lachen die Bäuche hielten und fast losprusteten. Ich brachte noch recht anständig mit meinen beiden Verbrecherkollegen das Gebet zu Ende, hatte aber das unbestimmte Gefühl, dass unsere fürchterliche Tat doch vielleicht nicht ganz so schlimm gewesen sein konnte.

Unser Glück war, dass die verbrannte Waldfläche den Eltern von Alfons gehörte, der ja auch einer der Brandstifter war. Die ganze Sache verlief also für die drei Steppkes relativ harmlos. Ich hatte aber die Wochen und Monate danach ein beträchtliches diplomatisches Geschick zu entwickeln. Mein Vater hatte nämlich die Angewohnheit, mit seinen drei Söhnen am Sonntag einen Spaziergang zu machen. Ich wollte natürlich nicht, dass er auf die Idee kommt, Richtung Rüttibuck zu gehen, wo er dann natürlich gefragt hätte, wie es zu diesem abgebrannten Waldstück gekommen ist. Nichts fürchtete ich mehr als diese Frage, da ich ihm dann gestehen musste, dass ich einer der Brandstifter war. Es gelang mir also mit viel Überredungskunst, ihn über mehrere Wochen in andere Spazierwege zu lenken. Eines Tages begegneten wir aber im Ort Bürgermeister Agster, der nichts Besseres zu tun hatte und meinen Vater fragte: »Wissen Sie überhaupt, Herr Stützle, was Ihr Sohn mit seinem Bruder und seinem Freund angestellt hat?« Da mein Vater die Frage verneinte, schilderte der Bürgermeister meinem Vater brühwarm die Schandtaten der Troika, was mir natürlich die Tränen in die Augen trieb. Aber auch dieser Kelch ging an mir vorüber und wir drei stellten in den kommenden Jahren gemeinsam noch manche Streiche an, die aber längst nicht mehr so spektakulär waren wie das pyromanische Feuerwerk auf dem Rüttibuck!

2. Jugend- und Schulzeit in Dogern

Es muss wohl im Herbst 1945 gewesen sein. Der Krieg war erst einige Monate zu Ende gegangen, als ich in der kleinen Dorfschule in Dogern meine Schullaufbahn begann. Dogern hatte damals etwa 800 Einwohner und war ein recht verschlafenes, überwiegend bäuerlich orientiertes kleines Dörfchen am südlichen Rand des Hotzenwaldes direkt an der Schweizer Grenze. Auf der anderen Rheinseite lag ein eher noch kleineres Schweizer Dörfchen namens Leibstadt, das ungefähr 30 Jahre später doch recht bekannt wurde, da dort das erste Schweizer Atomkraftwerk gebaut wurde. Nach meiner Erinnerung waren zuerst in der Dorfschule in Dogern alle Volksschüler in einem Schulraum zusammengepfercht worden, da mangels Lehrpersonal nur ein längst pensionierter alter Lehrer verfügbar war und er die gesamte Bande zu bändigen hatte. Das war natürlich ein sehr schwieriges Unterfangen. Ich kann mich noch gut erinnern, dass wir dem armen, völlig überforderten alten Herrn jeden Tag Streiche gespielt haben, zwischen den Bänken herumspazierten und alles andere im Sinn hatten, als ordentlich Rechnen und Schreiben zu lernen. Nach einiger Zeit konnte diese große Klasse wenigstens geteilt werden, da noch ein Lehrer gewonnen werden konnte und nunmehr die erste bis vierte Klasse und die fünfte bis achte Klasse getrennte Klassenräume beziehen konnten. Die Effizienz des Lernens nahm aber nur unwesentlich zu. Unser Klassenlehrer, Herr Kunert, saß meist an seinem Pult und schrieb ab und zu einen Namen an die Tafel und war beispielsweise selbst stolz, dass er »CHRUSCHTSCHOW« schreiben konnte, und fragte uns von oben herab, ob wir

überhaupt wüssten, wer dies sei. Da hatte er uns aber erwischt! Keiner seiner dummen Schüler kannte damals den russischen Regierungschef, der in den Fünfzigerjahren an der Macht war. Vielleicht hätten wir uns mit Stalin leichter getan!

Die damaligen Dorfschulen waren alles andere als fordernd; zumindest habe ich es so empfunden, da mir das Lernen leichtfiel. Der andere Lehrer in den ersten Klassen hieß übrigens Engler und wir hatten ihn immer nur vertretungsweise, aber wir haben bei ihm doch die Grundzüge der Kommaregeln kennengelernt. Es wäre wahrscheinlich doch sehr sinnvoll gewesen, wenn wir in späteren Jahren die 24 Kommaregeln doch etwas intensiver gepaukt hätten, denn ich hatte später im Abendgymnasium in München, im Studium und sogar in der Referendarzeit immer wieder Probleme mit der Kommasetzung und wurde auch öfters strafend auf meine orthografischen Lücken aufmerksam gemacht. Das Setzen der Kommas rein nach dem Gefühl war manchmal ein Schuss ins Leere! In späteren Schuljahren hatten wir auch zwei Lehrerinnen. Die ältere hieß Frau Dönhoff und gab ihr Bestes, um die dummen Dorfschüler auf Vordermann zu bringen. Am meisten imponierte mir aber eine junge, hübsche und sehr sportliche Lehrerin, deren Name mir leider entfallen ist. Sie war oft in ihrer Freizeit mit dem Fahrrad unterwegs und ich habe mir manchmal einen Spaß daraus gemacht, sie mit meinem Eingangsfahrrad mit Karacho zu überholen. Die sportlichen Aktivitäten in der Volksschule lagen mir ganz besonders gut und machten mir viel Spaß. Das lag vielleicht auch daran, dass ich in jeder Disziplin (Kurzstrecke, Langlauf, Weitsprung, Hochsprung, Weitwurf usw.) immer der Beste war und bei den Mannschaftssportarten die meisten meiner Schulkameraden in meiner Mannschaft mitspielen wollten. Vielleicht wurde in dieser Zeit der Grundstock gelegt für die spätere Fähigkeit als Teamführer und Teammitarbeiter in

vielen schulischen, studentischen und beruflichen Situationen?

Ich kann mich übrigens nicht erinnern, dass ich jemals während der achtjährigen Volksschulzeit Hausaufgaben gemacht habe. Normalerweise stürmte ich nach der Schule nach Hause, aß auf die Schnelle zu Mittag und verschwand auf der Straße oder auf einer Wiese und spielte Fußball mit meinen Freunden. Wenn uns dies zu langweilig war, gingen wir in den Wald und spielten Räuber und Gendarm oder hatten anderen Unsinn im Sinn. Wenn ich niemanden zum Spielen fand, kickte ich den Ball stundenlang an eine Mauer des gegenüberliegenden Dogerner Bahnhofs und feilte an meiner Schusstechnik. Dies kam aber nicht so häufig vor, in der Regel fand ich immer einen Gleichgesinnten, mit dem ich auf den Ball dreschen konnte. Es fallen mir sogar nach über 60 Jahren einige Namen ein, nämlich beispielsweise Arno Schimkat, der Sohn einer alleinerziehenden Mutter. Arno hatte eine ausgefeilte Technik und eine hervorragende Spielübersicht. Er war ein richtiges Fußballtalent. Ich vermute, dass er heutzutage von Spionen größerer Fußballmannschaften ausfindig gemacht worden wäre und bei entsprechender Schulung sogar Profifußballer hätte werden können. Ich habe ihn aber vollkommen aus den Augen verloren. Dies ist in überraschender Weise mit einem der Gebrüder Eisenmenger vor einigen Monaten nach fast 70 Jahren nicht der Fall gewesen: Wolfgang Eisenmenger habe ich nämlich zufällig über das Internet wiedergefunden! Neben den Jehle-Buben gehörten Wolfgang und sein Bruder Horst damals in Dogern zu meinen bevorzugten Spielkameraden und wir fochten auf der Wiese in der Nähe des Hauses von Frau Dr. Eisenmenger gar manches heiße Fußballmatch aus. Die Mutter von Wolfgang und Horst war die einzige Zahnärztin in Dogern und sie hatte ihre Praxis in einem größeren Haus in der Durchgangsstraße des Ortes. Wenn wir Zahnprobleme hatten, gingen wir natürlich zu Frau

Dr. Eisenmenger zur Behandlung. Sie war eine sehr gute Zahnärztin und hatte auch die Fähigkeit, den Kindern die Angst vor dem Bohrer zu nehmen. Wahrscheinlich hatte auch Wolfgang das medizinische Erbe in sich aufgenommen, denn er studierte später Humanmedizin und wollte eigentlich Landarzt werden. Was aus seinem Bruder Horst wurde, habe ich niemals erfahren. Wolfgang hatte übrigens in Freiburg und Wien studiert und in den Siebzigerjahren an der Universität München als Ordinarius das Institut für Rechtsmedizin übernommen und wurde mit den Jahren der bekannteste Rechtsmediziner Deutschlands. Wenn irgendwo in Deutschland spektakuläre Mordfälle passierten oder berühmte Persönlichkeiten (so zum Beispiel Franz Josef Strauß) starben, wurde Professor Dr. Wolfgang Eisenmenger als Gutachter eingeschaltet. Ich habe ihn ein paarmal in Interviews im Fernsehen verfolgen können; hätte ihn aber auf der Straße niemals wiedererkannt. Als er vor wenigen Jahren an der Universität München verabschiedet wurde, erschien ein langer Artikel über sein Leben und Wirken in SPIEGEL ONLINE mit der Erwähnung, dass am Verabschiedungstag 600 Gäste zu einer großen Feier an der Universität München eingeladen sind. Ich habe mich sofort erfreut und ihm eine E-Mail gesendet und ihm zu seiner tollen Karriere gratuliert. Ich hatte noch erwähnt, dass auch ich nach einer Schulodyssee an der Münchner Universität Volkswirtschaft studiert hatte und später bei der Deutschen Bundesbank verantwortlicher Bankgeschäftsprüfer bei den Deutschen Kreditinstituten war. Ich erwähnte noch, dass es der Bankenaufsicht trotz intensiver Bemühungen leider nicht gelungen war, alle deutschen Kreditinstitute aus den Turbulenzen der Finanzkrise zu retten. Ich war völlig überrascht, als schon am nächsten Tag seine E-Mail in meinem Laptop auftauchte mit den tröstenden Worten, dass ich wohl nicht der alleinige Verantwortliche an dem Desaster sein könnte, in das sich doch die Kreditinstitute selbst hineinmanövriert hätten. Im Übrigen hätte er seinem

Sportsfreund, dem schlanken, halb verhungerten Namensvetter, niemals zugetraut, dass der später als leitender Bankaufseher und Bankgeschäftsprüfer die deutschen Kreditinstitute zur Ordnung rufen sollte. Vielleicht sollte ich doch noch mal Kontakt mit ihm suchen? Er dürfte nun als emeritierter Professor wohl mehr Zeit haben für private Unternehmungen. Aber die meisten Pensionisten und Rentner behaupten immer wieder, dass sie im Ruhestand noch weniger Zeit hätten, als sie in der Mühle des Berufslebens gehabt haben.

Anscheinend ist es meinem ehemaligen Sportsfreund als emeritiertem Professor zu langweilig, denn ich habe gerade im SPIEGEL von heute (11.08.2014) gelesen, dass Wolfgang sogar in dem spektakulären Fall Mollath, der sieben Jahre unberechtigt in der forensischen Psychiatrie eingesperrt hat, als Gutachter angefordert war und vor Gericht bestätigte, dass »kein Zweifel bestünde, dass Frau Mollath erheblicher stumpfer Gewalt ausgesetzt war, sagte Eisenmenger« (S. →).

Nach dieser Stippvisite in die Gegenwart kehre ich wieder 60 Jahre zurück in das kleine verschlafene Dörfchen Dogern. Die Jahre in der Volksschule plätscherten so ohne große Ereignisse dahin, wenn man von dem tragischen Tod meiner Mutter absieht, die von ihrem sechsjährigen Leiden nach ihrer Gehirntumoroperation in 1950 verstorben war. Ich war damals fast zwölf Jahre alt. Wir hatten übrigens schon in den Kriegsjahren zur Unterstützung meiner kranken Mutter und ihrer drei kleinen Söhne immer Pflichtjahrmädchen im Hause und auch in den ersten Nachkriegsjahren entsprechende junge Frauen, die uns das Leben im ersten Stock des Rathauses erträglich machten und die Familie organisierten. In besonders guter Erinnerung habe ich die liebe Erna, die aus Kiesenbach stammte und ausgesprochen liebevoll mit uns drei kleinen Rackern umzugehen wusste. Wir hatten

Erna richtig in unser Herz geschlossen und haben nach ihrem zweijährigen Einsatz bei uns auch weiterhin immer Kontakt mit ihr gesucht und vice versa. Unsere letzte Betreuerin war Frau Schäfer. Sie hat ihre Sache auch recht gut gemacht und hat später ganz in unserer Nähe ihren Mann kennengelernt und ist immer wieder bei uns eingesprungen, wenn es brannte!

Insgesamt bin ich also acht Jahre in Dogern in die Volksschule gegangen. Gegen Ende der Volksschulzeit hatte jeder Jahrgang einen eigenen Klassenraum und etwa 25 Schüler und Schülerinnen. Ich saß mit Küpfer Fritz in der ersten Bankreihe rechts in der letzten Bank. Die anderen Bänke waren nur mit einem Schüler bzw. Schülerin besetzt. An diese Anordnung kann ich mich deshalb so genau erinnern, da es einmal ein sehr erinnerungswürdiges Ereignis gab. Den Religionsunterricht erteilte regelmäßig unser Dorfpfarrer. Er kam fast immer mit einem hochroten Kopf in unser Klassenzimmer und war oft schlecht gelaunt. Wir waren also entsprechendes Donnerwetter gewohnt. Eines Tages trieb er es aber ganz besonders schlimm. Kaum war er in das Klassenzimmer eingetreten, mussten wir alle aufstehen und er begann auf der Bubenseite die Zehn Gebote Gottes abzufragen. Da schon der Schüler in der ersten Bank völlig verdattert war, fiel ihm prompt auch nicht die Antwort auf das erste Gebot ein und er erhielt vom Pfarrer daraufhin eine kräftige Backpfeife und flog in die Bank. Dies setzte sich Reihe für Reihe fort, auch die Fragen nach den weiteren Geboten konnten meine Klassenkameraden nicht beantworten und flogen hochkant in die Bänke. Als er in unsere letzte Reihe kam, scheuerte er auch meinem bemitleidenswerten Bankgenossen eine kräftige Backpfeife, sodass diesen das gleiche Schicksal ereilte wie allen anderen vorher. Ich erwartete also, dass er sich nach links wenden würde, um die letzte Bank herum, um auch mir eine zu scheuern, denn ich hätte garantiert das

entsprechende Gebot (das siebte oder achte) auch nicht gewusst. Nein: Er wandte sich auf einmal nach rechts und begann in der zweiten Reihe auch die Mädchen zu traktieren. Der einzige Unterschied war, die Mädchen erhielten keine Backpfeife, sondern einen kräftigen Stoß an die Schulter, sodass die verdatterten Schulkameradinnen ebenso mit Karacho in die Bank fielen. Am Ende dieses Exzesses war ich tatsächlich der Einzige, der vom Pfarrer nicht misshandelt worden war. Warum ich verschont blieb, ist mir bis heute noch ein Rätsel. Vielleicht war ihm der Umweg um die letzte Bank zu weit oder er wollte einen »Mitarbeiter« bei den Messfeiern nicht malträtieren. Ich war nämlich seit einiger Zeit Oberministrant und schwang in der Messe das Rauchfass mit wahrer Begeisterung und hatte eine diebische Freude, wenn ich im Hochamt gegen Ende der Messe so einen Qualm veranstalten konnte, dass die Gottesdienstbesucher im hinteren Bereich der Kirche reihenweise das Weite suchten. Allein für dieses unchristliche Verhalten hätte ich eigentlich auch eine Backpfeife verdient gehabt!

Kurz vor Ende der achten Klasse kam übrigens ein Berufsberater in die Schule und sprach über die Berufschancen mit jedem einzelnen meiner Schulkameraden und natürlich auch mit mir. Ich kann mich noch gut erinnern, dass er mir empfohlen hat, Tankwart zu werden, da es immer mehr Autos gäbe (womit er im Jahre 1953 nicht grundsätzlich falsch lag) und der Job sicherlich krisensicher sei. Ein Tankwart hatte damals nur die Aufgabe, den Tankstutzen zu nehmen und ihn bei den Autos nach Abschraubung des Tankdeckels in die Tanköffnung zu stecken und das Benzin einzulassen. Diese »komplizierte« Tätigkeit macht heutzutage natürlich jeder Autofahrer selbst, ebenso reinigt er selbst bei Bedarf die schmutzigen Scheiben. Insgesamt konnte ich mich mit der Empfehlung des Berufsberaters nicht anfreunden und beschloss, doch

noch meinen Grips etwas anzustrengen, und besuchte die zweijährige Höhere Handelsschule in Waldshut und lernte unter anderem Stenografie und Maschinenschreiben, was mir dann auch später als Banklehrling bei der Volksbank Waldshut zugutekam.

Nach längerem Suchen habe ich tatsächlich sogar noch mein Abgangszeugnis der Volksschule Dogern vom 28.03.1953 gefunden und staunte nicht schlecht, dass ich in insgesamt 14 Fächern eine Note erhalten habe. Die schlechteste Note hatte ich im Zeichnen mit einer »14« und die beste Note in Religion mit »18«. Wir hatten nämlich damals nach dem Krieg in der französisch besetzten Zone die französische Notengebung (Punktwertung) von »null« bis »20«, was später wieder in die deutsche Notengebung von »6« bis »1« umgewandelt wurde. Übrigens ist mir bis heute völlig schleierhaft, wie ich im Zeichnen noch eine »14« erhalten konnte, da ich in diesem Fach völlig unbegabt war. Wir mussten nämlich mal einen Hund malen und mein »Produkt« ähnelte nicht im Entferntesten dem treuen Haustier. Mein Schulkamerad Manfred Matzlo dagegen malte mit wenigen Strichen einen tollen Schäferhund. Manfred habe ich übrigens erst 39 Jahre nach Beendigung der Volksschule bei einem Klassentreffen in Dogern wiedergetroffen und ihn an diesen Vorgang erinnert. Da er in den acht Jahren Volksschule viele Erfolgserlebnisse in diesem Fach hatte, konnte er sich an dieses Erlebnis nicht mehr erinnern. Manfred war zum Klassentreffen am weitesten angereist. Er kam nämlich aus Hamburg, wo er seit vielen Jahren ein kleines Taxiunternehmen führt und viele interessante Erlebnisse zum Besten geben konnte. Bei dem gleichen Klassentreffen habe ich mich übrigens maßlos blamiert. Ich hatte meine Klassenkameradinnen und Klassenkameraden tatsächlich 39 Jahre nicht mehr getroffen, da ich einer der wenigen war, der nach der Schulzeit in unserer Heimat in die Fremde ging und

praktisch nur sehr selten Dogern besuchte, da mein Vater auch wegen der Nähe zu seiner Arbeitsstätte nach Albruck zog. Beim Klassentreffen erkannte ich zu meinem eigenen Erstaunen nur noch sehr wenige Mitschüler auf Anhieb wieder. Andererseits erkannten meine Schulkameraden mich sofort wieder, was eigentlich auch kein Wunder war, da ich fast der Einzige war, der nach Schulende das kleine Dorf für einige Jahrzehnte verlassen hatte und die anderen in der engeren Heimat wohnen blieben und sich immer mal wieder getroffen haben. Bei dem ersten Spaziergang also ging ich neben einem Klassenkameraden, der mir zwar irgendwie bekannt vorkam, dessen Name mir aber partout nicht einfiel. Nach einiger Zeit fragte ich ihn dann einfach: »Sag mal, wie war denn dein Name?« Er schaute mich ganz entrüstet an und sagte darauf: »Mensch, Wolfgang, ich bin doch der Küber Fritz und ich saß doch acht Jahre mit dir in der letzten Bank!« Ich habe mich wohl selten so blamiert wie an diesem Tag und bin bei meinen weiteren Recherchen nach den Namen weiterer Schulfreunde aus der Volksschulzeit etwas feinfühlicher vorgegangen. Im Übrigen verlief dieses erste Klassentreffen sehr harmonisch und wir haben alle intensiv alte Erinnerungen aufgefrischt. Keiner beschwerte sich dabei, dass wir zu viel lernen mussten oder gar überfordert wurden.

Wenn ich jetzt (2014) von den Eltern unserer neunjährigen Enkelkinder Paul und Tom in Garching oder in Obereschbach von Jan Christof höre, wie viel diese schon in der zweiten oder dritten Grundschulklasse lernen müssen (manchmal mehrere Tests in einer Woche) und ich selbst die ersten acht Jahre meiner Schullaufbahn völlig losgelöst von allen Stresssituationen erlebt habe, zweifle ich manchmal an meinem Erinnerungsvermögen. Vielleicht hat der Wettbewerb zwischen den Bundesländern um die besten Schulen und die Auswirkungen der PISA-Studien dazu beigetragen, dass der Leistungsdruck schon bei den